

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-63156-6

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

«Schwarze Erde» ist die Erzählung einer Reise, die uns räumlich und zeitlich durch die Ukraine führt. Von den polnischen Grenzgebieten im äußersten Westen zu den Gebirgszügen der Karpaten, von der südlichen Schwarzmeerküste in die zentralukrainischen Steppengebiete, von den Ufern des Dnjepr zu den umkämpften Gebieten der östlichen Donbass-Region.

«Mit seiner Neugier auf die Menschen und die Landschaften der Ukraine vermag Jens Mühling den Leser anzustecken, darin liegt die große Stärke seiner Reisereportage. Der Autor porträtiert seine Ukrainer treffsicher, nicht ohne Witz und ohne Ironie. Auch dort, wo er ihrer Lebensanschauung abgeneigt ist, versucht er, zu verstehen. Aus der Begegnung mit vielen unterschiedlichen, stets eigensinnigen Menschen ergibt sich das spannende Panorama eines unbekannten Landes.»
Deutschlandfunk

Jens Mühling, geboren 1976 in Siegen, arbeitete zwei Jahre lang für die *Moskauer Deutsche Zeitung* und war mehr als zehn Jahre lang Redakteur beim *Tagesspiegel*. Seit 2017 ist er freier Journalist und Schriftsteller und lebt in Berlin. Seine Reportagen und Essays über Osteuropa wurden mehrfach ausgezeichnet, sein erstes Buch «Mein russisches Abenteuer» war in Großbritannien für den renommierten Dolman Travel Book Award nominiert.

Jens Mühling

SCHWARZE ERDE

Eine Reise durch die Ukraine

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Juli 2018
Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Karte S. 286/287 Jens Mühling
Umschlaggestaltung ZERO Media GmbH, München
Umschlagabbildung Contrasto/laif
Satz aus der Maiola Pro, InDesign, bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 63156 6

Inhalt

Motto

Inhalt

Vorwort zur Taschenbuchausgabe

Karte

Ein Finger auf der Weltkarte

Die Ameisenstrasse

Die Liebesgeschichte von Inge und Bohdan

Die Liebesgeschichte von SZ-108 und SD-214

In der Mitte von was auch immer

Dr. Stumpp feiert ein trauriges Weihnachtsfest

Streicht dunkler die Geigen

Das Wunder von Kalyniwka

Am Grab von Rabbi Nachman

Philip und der Dieb

Ein Deutscher namens Michel

Die Rache der Skythen

Eine Handvoll Eicheln

Die Liebesgeschichte von Kowyl und Tiptschak

Straße der Völkerfreundschaft

Dank

Wird jemand für das vergossene Blut zahlen?

Nein. Niemand.

Der Schnee wird tauen, das grüne ukrainische Gras wird heranwachsen und die Erde bedecken, die Saaten werden üppig aufgehen, darüber werden Hitzewellen flimmern, und kein Blut wird zu sehen sein.

Michail Bulgakow, «Die Weiße Garde», 1924

[...]

Vorwort zur Taschenbuchausgabe

In den zweieinhalb Jahren, die vergangen sind, seit ich dieses Buch geschrieben habe, ist in der Ukraine vieles beim Alten geblieben.

Der Krieg etwa, dessen Zeuge ich wurde, als ich im Herbst 2015 durch den Donbass reiste, herrscht noch immer. Bis heute steht die ukrainische Armee im Osten des Landes separatistischen Aufständischen und ihren russischen Unterstützern gegenüber. Bis heute kommt es dort regelmäßig zu Feuergefechten, bei denen bis heute Menschen sterben, auch wenn nur noch selten darüber berichtet wird, weil der Ausnahmezustand im Osten Europas zur Normalität geworden ist. Insgesamt knapp 11 000 Kriegstote registrierten die UN bis Dezember 2017, davon fast 3000 Zivilisten, mehr als eine Million Menschen sind aus den umkämpften Gebieten geflüchtet. Die Friedensverhandlungen kommen nur schleppend voran, und alles deutet darauf hin, dass der östliche Donbass auf absehbare Zeit eine instabile Region mit ungeklärtem Status bleiben wird.

Wenig geändert hat sich auch für die Krim. Nach wie vor betrachtet die Regierung in Kiew die Halbinsel im Schwarzen Meer als ukrainisches Territorium, nach wie vor hält die Regierung in Moskau sie für russisches Staatsgebiet, nach wie vor sind die Sanktionen in Kraft, die der Westen nach der Annexion gegen Russland verhängt hat. Tausende von Ukrainern und Krimtataren haben die Halbinsel verlassen, der verbliebene Teil der tatarischen Minderheit ist weiterhin jenen Repressionen ausgesetzt, über die meine Gesprächspartner auf der Krim im Herbst 2015 klagten. Ähnlich wie im Donbass ist nicht zu erkennen, dass es zwischen Russland, der Ukraine und dem Westen in naher Zukunft zu einer Einigung über den Status der Krim kommen wird.

Auch im Inneren ist die Ukraine bis heute von den Konflikten geprägt, mit denen ich während meiner Reise in Berührung kam. Das neue Kiewer Regime hat die hohen Erwartungen seiner Unterstützer in vielen Punkten nicht erfüllen können. Zwar gelang es in den Verhandlungen mit der EU, ein zentrales Anliegen der Maidan-Bewegung umzusetzen: Seit Juni 2017 können Ukrainer für bis zu 90 Tage ohne Visum in den Schengen-Raum reisen. Nach wie vor aber gehört das Land zu den korruptesten und ärmsten in Europa, und von einer EU- oder Nato-Mitgliedschaft ist es wegen seiner Territorialkonflikte heute de facto weiter entfernt als vor der Maidan-Revolution. Teile der Gesellschaft reagieren auf diese Enttäuschungen mit Resignation, andere radikalisieren sich. Diverse politische Morde haben in den vergangenen Jahren das Land erschüttert, immer wieder kam es zudem zu beunruhigenden Machtdemonstrationen rechtsextremer Gruppierungen. Dass deren realer Einfluss nicht im Ansatz so groß ist, wie es die russische Propaganda ausmalt, steht auf einem anderen Blatt.

So lauten in Kurzform die Nachrichten. Schwerer zusammenzufassen ist, was sich jenseits dieser Schlagzeilen abgespielt hat. Die Lebensgeschichten, von denen ich in meinem Buch erzähle, sind weitergegangen – bei einigen kenne ich die Fortsetzung, bei den meisten nicht. Manche der Menschen, die mir begegnet sind, dürften Kinder bekommen haben, andere sind vielleicht gestorben. Die einen leben noch da, wo ich sie getroffen habe, andere könnten umgezogen sein. Manche werden sich verliebt haben, andere zerstritten, die einen werden glücklicher sein als damals, die anderen nicht. Bei allen Lebens-, Liebes- und Leidensgeschichten aber, die ich in den Mittelpunkt meines Buchs gestellt habe, hoffe ich, dass sie die Ukraine als Land auch dann noch begreiflich machen können, wenn die Schlagzeilen längst andere sind.

Berlin, März 2018





Ein Finger auf der Weltkarte

Ein fragender Blick am Busbahnhof von Przemyśl, begleitet von Worten, deren Sinn ich nur erraten kann, ich spreche kein Polnisch.

Auf Russisch und mit ostwärts deutenden Gesten antworte ich: Rüber, über die Grenze, in die Ukraine.

Der Mann, der beschäftigungslos neben dem Bus steht, nickt, mit wissendem Gesichtsausdruck, als begreife er mehr, als ich gesagt habe. Er ist fett und verschwitzt und nicht mehr jung, seine Augen verschwimmen hinter schlierigen Brillengläsern, es ist ein glühend heißer Spätsommertag. Was er von mir will, weiß ich nicht, ich habe ihn erst für den Busfahrer gehalten, aber die Fahrkarte, die ich ihm hinhalte, interessiert ihn nicht. Offenbar will er einfach nur reden, und dass ich seine Sprache nicht spreche, scheint mich paradoxerweise zum geeignetsten Zuhörer zu machen. Wer nichts versteht, dem muss man alles erklären.

Meinen Rucksack habe ich schon im Bus abgestellt, bis zur Abfahrt in die Ukraine bleiben wenige Minuten. Der Mann füllt sie mit einem Monolog, in dem ich nur polnische Zischlaute und historische Schlagwörter ausmachen kann: *Franz-Josef ... Hitler ... Stalin ... Kosaken ... Ukraine ... Zar ... Napoleon ... Moskau ... Kreml ... Lemberg ... katholisch ... orthodox ...*

Während er spricht, durchlöchert sein Zeigefinger die Luft zwischen unseren Gesichtern, er lenkt meinen Blick auf die alte polnische Festung, die in der Ferne über den Dächern von Przemyśl zu erkennen ist, um im nächsten Moment dringlich auf Kirchtürme zu deuten und auf andere, mir verborgene Punkte, die die Vergangenheit in seinem Kopf mit der Gegenwart vor unseren Augen zu verbinden scheinen. Ich nicke, lächele, folge seinen Fingerzeigen, ohne viel zu verstehen.

Als der Bus schließlich losfährt, bleibt der Mann am Bahnhof zurück, so beschäftigungslos wie vorher. Während ich seine füllige Silhouette langsam schrumpfen sehe, frage ich mich, woher die Besessenheit rührt, mit der manche Menschen an der Vergangenheit hängen. Und ob ich solche Menschen anziehe, weil sie spüren, dass ich Geschichte, dass ich Geschichten suche.

Baummärkte, Gartencenter, Ersatzteil- und Reifenhändler ziehen an den Busfenstern vorbei, zwischen Zweckbauten und Parkplätzen endet Polen. Dahinter, nicht mehr weit entfernt, liegt der Westen eines Landes, in dessen Osten Krieg herrscht. Ein Krieg, der um die Vergangenheit geführt wird, so jedenfalls kam es mir vor, während ich in den vergangenen Monaten den Gang der Ereignisse verfolgt habe. Oft klang das beiderseitige Kampfgeschrei in meinen Ohren ähnlich wie der Monolog des Mannes am Busbahnhof, ein geschichtsbesessenes Crescendo aus slawischen Zischlauten und historischen Vorwürfen: *Lenin! ... Bander! ... Holodomor! ... Holocaust! ... Gulag! ... Galizien! ... Kommunisten! ... Faschisten! ... Imperialisten! ...*

Das Gefühl, aus der Ferne nicht viel zu verstehen, hat mich auf den Weg gebracht.

Ich weiß nicht mehr, wann ich zum ersten Mal von der Ukraine hörte. Es muss ein erstes Mal gegeben haben, wie bei jedem anderen Land, aber ich habe es vergessen, und nun, wo sich mein Bus der Grenze nähert, kommt mir diese Erinnerungslücke bezeichnend vor.

Als Kind zog ich mit dem Finger auf der Weltkarte die Umrisse der Sowjetunion nach, fasziniert von ihren monströsen Ausmaßen. Ein Sechstel der Erde war olivgrün gefärbt, kein anderes Land war so groß, nicht einmal annähernd.

Als die Sowjetunion von der Landkarte verschwand, blieb Russland übrig, nicht wesentlich kleiner als vorher,

noch immer machte es sich auf dem Globus breiter als mancher Kontinent. Der Rest der untergegangenen Sowjetunion verschwand im Schatten dieses Riesenrusslands. All die anderen unabhängigen Staaten, die plötzlich auf der Landkarte aufgetaucht waren, nahm ich als Teenager kaum wahr, auch weil sie im Erdkundeunterricht meiner Kindheit nicht vorgekommen waren, nicht einmal als Republiken der Sowjetunion. Von viel weiter entfernten Ländern, über die ich ansonsten nichts wusste, waren mir immerhin klingende Hauptstädte wie Kuala Lumpur oder Ouagadougou im Gedächtnis geblieben, andere hatten sich mir eingeprägt, weil ihre Flaggen gelungen oder missglückt aussahen, mit wieder anderen verband ich Flüsse, Schriftsteller, Automarken oder das vage Gefühl, dass die Menschen dort mehr Abenteuer erlebten.

Zu den neuen Ländern an Russlands Rändern fiel mir nichts von all dem ein. Genau genommen sogar weniger als nichts, denn unbewusst verschob ich nach dem Verschwinden der Sowjetunion alles, was ich früher in ihren Grenzen verortet hatte, auf meiner inneren Landkarte nach Russland: Tschernobyl, Gogol, Breschnew, Borschtsch, die Krim – alles russisch, dachte ich.

Alles ukrainisch, lernte ich später.

Aber selbst bei meinem ersten Besuch in Kiew, ein gutes Jahrzehnt vor meiner jetzigen Reise, hatte ich die Ukraine noch als eine Art russischen Randbezirk wahrgenommen, auch wenn ich schnell begriff, dass ihre Bewohner so nicht wahrgenommen werden wollten. Von Moskau aus, wo ich damals als Journalist arbeitete, hatte ich die russisch-ukrainische Grenze überquert. Hinter ihr fuhr mein Zug an Plattenbauten vorbei, die genauso aussahen wie die Plattenbauten vor der Grenze. Die Züge waren die gleichen, die Busse, die Kioske, die Männer trugen die gleichen dunklen Lederjacken, die Frauen hatten genauso hohe Absätze, selbst ihre Sprache war dieselbe, überall hörte ich nur Russisch.

Die ersten ukrainischen Sätze, die ich bewusst wahrnahm, hörte ich erst fünf Jahre später, auf dem Darnizer Markt, einer Ansammlung von Fleisch- und Gemüseständen in einem Kiewer Plattenbauviertel. An den Rändern des Marktgeländes flankierten alte Frauen die Bürgersteige, die karierte Wachstaschen mit selbst geerntetem Datscha-Obst aus dem Umland nach Kiew transportierten, um es den Hauptstädtern zu verkaufen. Wenn ich auf Russisch Gespräche mit ihnen anfang, wechselten sie meist nach den ersten zwei Antwortsätzen ins Ukrainische, offenbar ohne es selbst zu merken. Fragte ich nach, weil ich zwar das meiste, aber nicht jedes Wort der ähnlich klingenden Sprache verstanden hatte, schwenkten sie sofort zurück ins Russische, um nach den nächsten zwei Sätzen wieder unbewusst ins Ukrainische abzugleiten. «Sonnenscheinchen, es ist alles das Gleiche für uns», sagten sie entschuldigend, wenn ich erneut nachfragte.

«Die sprechen *Surschik*», sagten meine Kiewer Freunde über die Marktfrauen. Sie rümpften die Nase über dieses russisch-ukrainische Sprachgemisch, das man nie aus dem Mund gebildeter Hauptstädter hörte. Mich dagegen faszinierte die Vorstellung, dass zwei Sprachen nicht klar gegeneinander abgegrenzt sein mussten, sondern stufenlos miteinander verschmelzen konnten. Es war eine Art von Zweisprachigkeit, wie ich sie aus keinem anderen Land kannte.

Für ein halbes Jahr lebte ich zu jener Zeit in Kiew, in einer Plattenbauwohnung in der Nähe des Darnizer Markts. Wurde ich gefragt, was ich in der Ukraine tat, antwortete ich wahrheitsgemäß, dass ich ein Buch über Russland schrieb, auch wenn mir bald klar wurde, dass meine Antwort bei den Kiewern nicht gut ankam. Meist fügte ich eilig hinzu, dass ich mich für die Anfänge der russischen Geschichte interessiere, die nun einmal in Kiew ihren Ursprung ... Das pikierte Augenrollen, das sich an dieser Stel-

le des Gesprächs mitunter einstellte, fand ich zwar nachvollziehbar, aber wirklich ernst nahm ich es nicht. Immer noch war die Geographie Osteuropas in meinem Kopf von den Umrissen der Sowjetunion geprägt, die ich als Kind mit dem Finger auf der Weltkarte nachgezeichnet hatte.

All das änderte sich schlagartig, als ich im März 2014 in journalistischer Eilmission ans Schwarze Meer reiste, um über eine hastig anberaumte Volksabstimmung zu berichten. Unter meinen Füßen verschob sich eine Grenze. Die Krim, die ukrainisch war, als ich sie betrat, war russisch, als ich sie wieder verließ.

So plötzlich, so unerwartet kam diese Verschiebung, dass dem halben Kontinent davon schwindlig wurde. Politiker wirkten ratlos, Experten ahnungslos, niemand schien mehr zu wissen, wo man stand. Ich auch nicht. Unzählige Male war ich inzwischen in der Ukraine gewesen. Nichts, gar nichts hatte ich kommen sehen.

Ein knappes Jahr später fuhr ich durch den Donbass, wo sich Grenzen in Fronten verwandelt hatten. Unterwegs erzählte mir mein Taxifahrer von seiner Leidenschaft: der ukrainischen Schwarzerde, dem fruchtbarsten Ackerboden der Welt. Er war kein Bauer, sondern Münzsammler. Mit einem Metalldetektor zog er an den Wochenenden über die Felder, und sein Herz schlug höher, wenn er österreichische, polnische, russische, griechische, deutsche Geldstücke aus vergangenen Zeiten barg.

«Und ukrainische?», fragte ich.

Er lachte. «Ukrainische Münzen? Die gibt es doch erst seit zwanzig Jahren!»

Es war der Moment, in dem ich verstand, dass ich die Ukraine nicht verstanden hatte. Tausend Jahre lang hatten die Menschen hier ihre schwarze Erde beackert, ohne dass ein ukrainisches Geldstück den Weg in den Boden gefunden hatte. Tausend Jahre lang waren fremde Münzen durch ihre

Hände gegangen, tausend Jahre lang hatten die Ukrainer zwischen Grenzen gelebt, die sich unter ihren Füßen stetig verschoben. Und die nun wieder in Bewegung geraten waren.

Zurück in Berlin wurde ich das unklare Gefühl nicht los, dass sich meine innere Landkarte nicht mit der Welt deckte. Ich begann zu lesen, was ich über die Ukraine finden konnte, aber das Gefühl blieb. Ein paar Monate später packte ich meinen Rucksack und fuhr los. Die polnische Grenze war der Anfangspunkt meiner Reise, die russische ihr Ziel. Was dazwischen lag, wollte ich herausfinden.

«Für dich sieht hier alles gleich aus, oder?»

Ein junger Tourist aus Warschau sitzt im Bus zur ukrainischen Grenze neben mir, er fährt mit seinem Wanderucksack in die Karpaten. Ich verstehe nicht sofort, was er meint. Er tippt mit dem Zeigefinger an die Fensterscheibe, um meinen verständnislosen Blick auf die Straße zu lenken.

«Überall die gleichen alten Autos aus Deutschland. Polen oder Ukraine, du siehst da keinen Unterschied.»

«Klar sehe ich ...»

«Aber es gibt einen!»

Er ist Programmierer. Zu Hause in Warschau verbringt er lange Arbeitstage vor dem Computer. Hat er frei, packt er das Nötigste ein, fährt über die Grenze und sucht nach Abenteuern, die er daheim nicht findet.

«Polen ist ein Büroland geworden», sagt er, und er lässt es wie das traurigste Schicksal klingen, das ein Land heimsuchen kann. «Effektiv, aber langweilig, wie der Rest von Europa.»

Der Überdruß in seiner Stimme verschwindet erst, als er mir von seinen Touren durch die abgeschiedenen Dörfer der Karpaten erzählt, von Begegnungen mit Menschen, wie es sie in Polen nicht mehr gebe.

«Die Ukraine ist anders.» Er seufzt. «Noch.»

Ich nicke still, während mir all die Ukrainer einfallen, die mir in den vergangenen Jahren erzählt haben, wie gerne sie in die reiche Bürowelt Westeuropas auswandern würden.

Die Ukraine ist anders. Russland ist anders. Der Osten ist anders. Die da drüben sind anders. Wie oft habe ich Abwandlungen solcher Sätze gelesen, seit ich angefangen habe, mich auf meine Reise vorzubereiten? Wie oft ist mir der Versuch begegnet, eine Grenze quer durch Europa zu ziehen, hinter der die eigene Welt aufhört und eine fremde, gefährlichere beginnt? In der Region, auf die unser Bus zuweist, haben solche Abgrenzungsversuche eine lange, eine sehr lange Tradition.

Ängstlich blickten einst die Griechen auf die nördliche Schwarzmeerküste, hinter der in ihren Augen die zivilisierte Welt endete. Nomaden zogen dort durch die Steppe, die statt Griechisch nur Gekrächze von sich gaben – es klang wie «bar bar», weshalb die Griechen von «Barbaren» sprachen. Die Barbaren selbst nannten sich Skythen, und sie gehörten zu den ersten jener Reitervölker, deren geisterhaftes Auftauchen aus den Weiten Asiens über Jahrhunderte hinweg die sesshaften Bewohner Europas in Angst versetzte.

Die Skythen, die an der Schwarzmeerküste schließlich selbst sesshaft wurden, dürften wiederum die Sarmaten für Barbaren gehalten haben, als dieser nächste Nomadenstamm über ihr Reich herfiel. Das Spiel wiederholte sich, als den Sarmaten Hunnen, Awaren, Petschenegen und Polowzer folgten. In den Wäldern nördlich der Steppe hatten in der Zwischenzeit die Slawen ihren ersten eigenen Staat gegründet, das Fürstentum von Kiew, das kurz darauf von den Mongolen überrannt wurde. Dass dieses mächtigste aller asiatischen Reitervölker nicht weiter nach Europa vordrang, erfüllt Ukrainer und Russen bis heute mit einem verqueren Märtyrerstolz, denn von diesem Zeitpunkt an trennte die imaginäre Grenzlinie, um die nördlich des Schwarzen

Meers gerungen wurde, nicht mehr sesshafte Europäer von reitenden Barbaren, sondern Christen von Ungläubigen.

Noch später sollte sie Christen von Christen trennen. Unter dem Banner der Orthodoxie erhoben sich im siebzehnten Jahrhundert ukrainische Kosaken gegen den polnischen Adel, weil ihnen der wachsende Einfluss des katholischen Papstes stank. Dass sich die Kosaken für ihren Kampf mit dem Moskauer Zarenreich verbündeten, nimmt ihnen mancher Ukrainer bis heute übel, weil es den größeren Teil ihrer Heimatregion an Russland band – und damit, wieder ein paar Jahrhunderte später, dem Einfluss einer neuen Glaubensrichtung auslieferte: des Kommunismus. Quer durch die Ukraine, entlang der alten Trennlinie zwischen österreichischem und russischem Kaiserreich, verlief nach Lenins Oktoberrevolution die Grenze des internationalen Klassenkampfes.

Millionen seid ihr, ohne Zahl sind wir
Versucht doch, uns die Stirn zu bieten!
Geschlitzt sind unsere Augen, voller Gier
Ja, wir sind Asiaten, Skythen!

Der russische Dichter Alexander Blok schrieb diese Zeilen 1918, wenige Monate nach der Revolution. Gerichtet waren sie an Europa. Den erschlaferten, verweichlichten Westen warnte Blok mit seinem Gedicht vor der versengenden Leidenschaft der Steppenvölker, für deren seelische Nachfahren er die Slawen hielt.

Ob Hitler das Gedicht kannte, ist ungewiss. Sicher aber kannte er Herodots Beschreibung jener Schlacht, in der die Skythen ihre Feinde, die Perser, tief in ihr eigenes Territorium locken, um sie auf verbrannter Erde auszuhungern. Hitler dürfte an die Skythen gedacht haben, als seine Truppen in der Ukraine erfroren. Vielleicht bereute er sogar plötzlich, dass er seine Propagandazeichner angewiesen hatte,

den slawischen Untermenschen mit asiatischen Schlitzaugen zu porträtieren.

Heute, wo in der Ukraine erneut Krieg geführt wird, greifen beide Seiten wieder auf die alten Abgrenzungsmymen zurück. Die russische Propaganda erklärt die Gefechte im Donbass zur Fortsetzung des Kampfes gegen den Faschismus, die ukrainische Konterpropaganda warnt vor einem östlichen Despotentum, das ganz Europa bedrohe. Einig sind sich beide in der Behauptung, dass nördlich des Schwarzen Meers eine Trennlinie verläuft, die zwei unvereinbare Kulturen scheidet.

Ich sehe aus dem Busfenster. Alte Autos aus Deutschland ziehen auf der Gegenseite vorbei, dazwischen ein paar noch ältere aus der Sowjetunion. Gelbes, müdes Gras bedeckt die Felder, verdorrt in der Septemberhitze. Im Schatten einer Pappel sitzen drei Arbeiter in Blaumännern, die Rücken an den Stamm gelehnt, die Beine sternförmig nach außen gespreizt, in den Händen Bierflaschen. Nichts an dieser sommerrötlichen Landschaft wirkt, als habe es die Kraft, sich in absehbarer Entfernung zu einer Zivilisationsgrenze zu verdichten.

Gibt es sie überhaupt, frage ich mich, diese sagenumwobene europäische Kulturscheide, die im Lauf der Jahrhunderte so unterschiedlich, so widersprüchlich interpretiert wurde, auf deren anderer, aber nie auf der eigenen Seite, man stets die Barbaren wählte? War sie jemals mehr als eine Legende, die das Denken erleichtert – und neuerdings wieder das Töten?

Ich muss an Freunde und Kollegen aus Berlin denken, von denen manche nicht begreifen, was mich immer wieder in diese Weltgegend zieht.

«Viel Spaß mit den Russen», hat mir einer zum Abschied gewünscht.

«Den Ukrainern», antwortete ich.

Er verdrehte die Augen, wie man es bei einem Pedanten tut, der im Gespräch mit Freunden nebensächliche Grammatikfehler korrigiert.

«Wie auch immer», sagte er. «Viel Spaß mit – diesen Leuten da.»

Hätte ich ihn gebeten, mir auf einer Landkarte die Grenze zwischen Europa und «diesen Leuten da» zu zeigen, er hätte sie sicher nicht nördlich des Schwarzen Meers gesucht, sondern weiter westlich. Vermutlich wäre sein Finger ratlos hin und her gewandert, bis ihm die erstbeste brauchbare Markierung untergekommen wäre: die Außengrenze der EU.

Genau dort endet meine Busfahrt.

Die Ameisenstrasse

Es war noch nicht Mittag, als ich im polnischen Grenzort Medyka aus dem Bus stieg, aber schon jetzt hatte die schrägstehende Septembersonne die Luft auf über dreißig Grad erhitzt. Mein Rucksack wirbelte eine gelbe Staubwolke auf, als ich ihn auf dem Asphalt absetzte. Ein lückenlos blauer Himmel zog sich straff wie ein Spannbettlaken von Horizont zu Horizont, darunter schliefen die Hügel Galiziens. Die vertrockneten Wiesen sahen aus, als hätten sie seit Jahren keinen Regen abbekommen.

Eine alte Frau kam auf mich zugelaufen. Sie hielt mir zwei Zigarettenschachteln unter die Nase, beschriftet mit ukrainischen Warnhinweisen. Auf der einen erkannte ich das Foto einer offenen Raucherlunge, auf der anderen die stilisierte Zeichnung eines erschlafften Penis.

«Kaufen Sie meine Zigaretten!», sagte sie, auf Ukrainisch.

Ich kramte ein paar Złoty-Münzen aus der Tasche und deutete auf die Raucherlunge.

«Kaufen Sie beide, damit ich nach Hause gehen kann!»

Während ich noch überlegte, was das bedeuten sollte, umringten mich vier weitere Frauen. Alle hatten Zigarettenschachteln in der Hand, manche hielten in der anderen eine Flasche Schnaps.

Ich warf einen gespielt ratlosen Blick in die Runde. Die Frauen kicherten, dann begannen sie zu erklären.

Jeden Morgen setzt sich in den grenznahen Dörfern der Ukraine eine Prozession aus vielen Frauen und ein paar Männern in Bewegung. Ihre Heimatorte liegen in jenem Dreißig-Kilometer-Streifen auf der ukrainischen Seite der Grenze, dessen Bewohner im Rahmen einer Sondervereinbarung ohne Visum den Dreißig-Kilometer-Streifen auf der polnischen Seite besuchen dürfen. Mit leeren Handkarren

steigen sie in Kleinbusse, die sie zum Übergang Medyka-Schehyni bringen, wo sie in den ukrainischen Grenzkiosken Tag für Tag das Gleiche kaufen: zwei Schachteln Zigaretten, eine Flasche Schnaps. Sie rollen ihre Handkarren durch einen engen Fußgängerkorridor, der auf beiden Seiten von grünen, mannshohen Metallzäunen gesäumt ist. Nach zweihundert Metern passiert der Korridor einen ersten Metallcontainer, die ukrainische Passkontrolle, nach wieder zweihundert Metern einen zweiten, den polnischen Zoll. Vor beiden stehen die Ukrainer Schlange, und jeder hält das Gleiche in den Händen: zwei Schachteln Zigaretten, eine Flasche Schnaps. Es ist die maximale Menge, die pro Grenzgang überführt werden darf.

Auf der polnischen Seite reihen sich die Ukrainer an der Landstraße auf, die das polnische Dorf Medyka mit dem ukrainischen Ort Schehyni verbindet. Sie warten auf Kunden. Nähert sich ein polnisches Auto, wird es von ukrainischen Händlern umringt. Schon an der Körpersprache lässt sich bei solchen Begegnungen das Kräfteverhältnis zwischen beiden Seiten der Grenze ablesen. Die Polen lassen sich Flaschen und Schachteln durchs Fenster reichen, wenden sie kritisch in den Händen, geben sie kopfschüttelnd zurück. Die Ukrainer pressen sich von außen an die Fensterscheiben, nicken dankbar, kramen eilig nach Wechselgeld.

Sind die Händler ihre Ware losgeworden, laufen sie zurück: Korridor, Container, Korridor, Container, Korridor, Kiosk, zwei Schachteln, eine Flasche. An schlechten Tagen schaffen sie drei Grenzgänge, an guten sieben, an sehr guten neun. Die Złoty-Münzen, die sich bis zum Abend in ihren Taschen sammeln, sind selten mehr als fünf Euro wert. Am Ende des Tages, noch auf der polnischen Seite, machen sie Kassensturz. Ihren Profit geben sie in den polnischen Läden an der Grenze aus, meist kaufen sie Lebensmittel und Haushaltswaren, manchmal Textilien, Elektroartikel, Baumateri-

al, wofür das Geld gerade reicht. Was sie einkaufen, schnal-
len sie auf ihre Handkarren, dann fahren sie nach Hause,
ihr Arbeitstag ist vorbei. Er basiert auf einem Preisgefälle,
das mir eine der Frauen mit folgenden Worten erklärte: «In
Polen ist alles billiger, was man zum Leben braucht. In der
Ukraine ist alles billiger, wovon man schneller stirbt.»

Bevor ich mich von den Frauen verabschiedete, kaufte
ich ihnen, um ihren Arbeitstag zu beschleunigen, noch eine
Raucherlunge, zwei Kehlkopfgeschwüre und ein Geschwa-
der nikotingeschädigter Spermien ab.

Sie erkundigten sich, wohin ich unterwegs sei. Ich deu-
tete nach Osten, auf die andere Seite der Grenze. Verständ-
nislos starrten sie mich an. Welcher Trottel, sagten ihre Bli-
cke, kauft zu polnischen Preisen Zigaretten, wenn er in die
Ukraine fährt?

Rund um den Eingang des Fußgängerkorridors hockten
Kleinhändler vor ausgebreiteten Bettlaken, auf denen sich
gebrauchte Elektrobohrer und Schleifmaschinen türmten,
Autoradios, Mikrowellen, Föhne, Toaster – ausrangierter
Wohlstandsschrott, im Westen nicht mehr neu, im Osten
noch nicht alt. Frauen durchwühlten Stapel aus getrage-
nen Kinderklamotten. Dazwischen parkten Kleinbusse, bis
zur Oberkante beladen mit Äpfeln, Birnen, Kartoffeln. Auf
der Ladefläche eines LKWs dösten zwei Männer mit nack-
ten Oberkörpern zwischen eingeschweißten Würsten.

Ich kam mit einem alten polnischen Parkplatzwächter
ins Gespräch, der seinen bierfassförmigen Bauch durch die
Mittagshitze schleppte. Er hieß Tadyk und lebte in Medy-
ka. Halb auf Russisch, halb auf Polnisch erklärte er mir die
Grenzgeschäfte, die auf seinem Parkplatz abgewickelt wer-
den, dem letzten vor dem Fußgängerkorridor.

In Medyka beginnt, was im Grenzjargon «die Ameisen-
straße» heißt. Polnische LKWs, deren Fracht für die ande-
re Seite bestimmt ist, entladen hier ihre Waren, um sie an
die «Ameisen» zu verteilen – ukrainische Grenzgänger auf

dem Rückweg von ihren Zigaretten- und Schnapsgeschäften. Die Ameisen packen die Waren auf ihre Handkarren und transportieren sie Stück für Stück über die Grenze, jeder so viel, wie es die Zollbestimmungen für den Eigengebrauch zulassen: einen Kühlschrank, drei Kinderjacken, einen Stapel Dachschilden, zwei Kilo Fleisch. Auf der ukrainischen Seite warten andere LKWs. Die Ameisen liefern ihre Last ab und bekommen ein paar Złoty als Provision. Stück für Stück füllen sich so die Laderäume, bis die gesamte Fracht im Ameisenverfahren die Seite gewechselt hat.

Ich ließ meinen Blick über den Parkplatz wandern. Am hintersten Ende standen zwei Männer auf der Ladefläche eines Pick-ups und warfen Autoreifen in den Staub, ansonsten war kaum ein Fahrzeug zu sehen.

«Nicht viel los heute?»

Tadyk schob die linke Hand unter sein T-Shirt und kratzte seinen Bierfassbauch.

«Hier ist seit Monaten nichts mehr los. In der Ukraine ist Krieg. Niemand arbeitet, nichts funktioniert, das Geschäft ist tot.»

Als ich in den Fußgängerkorridor einbog, lief ich an einem großen Werbeplakat vorbei. Ein lächelnder Arbeiter in einem Blaumann sah auf die vorbeiziehende Ameisenstraße herab. Daneben stand auf Ukrainisch: «Sie suchen Arbeit in Polen? Logistik und Produktion, keine Vermittlungsgebühr.»

Unter dem Plakat lief ich an zwei Frauen vorbei, die Mühe hatten, ihre Einkäufe auf ihren Handkarren unterzubringen.

«Soll ich was tragen?»

Die beiden sahen mich irritiert an. Dann zeigte eine grinsend auf einen großen Pappkarton. Er sah schwer aus. Ich ging in die Knie und packte zu. Beim Hochheben fiel ich fast hintenüber – die Kiste war federleicht. Die beiden Frauen lachten. Ich sah ratlos den Karton an, aus dem ein merk-

würdiges Piepsen kam. Erst als ich die Luftlöcher im Deckel sah, begriff ich, dass ich Hühnerküken trug.

«Sind die in Polen billiger?»

Die Frauen schüttelten die Köpfe. «Besser. Werden fetter als unsere.»

Wir kamen schnell durch die polnische Passkontrolle. Vor dem ukrainischen Zollcontainer mussten wir eine Weile anstehen. Nur ein Metallzaun trennte uns von den Wartenden, die im Parallelgang des Korridors in umgekehrter Laufrichtung unterwegs waren. Die Schlange vor dem polnischen Zollcontainer war deutlich länger. Während wir warteten, drängelten sich auf der anderen Seite des Zauns drei Männer in Anzügen durch die Menge. Als eine alte Frau protestierte, schwenkten die Anzugträger stumm ihre polnischen EU-Pässe und liefen weiter.

«Sind die besser als wir?», hörte ich jemanden in der Schlange auf Ukrainisch fragen.

«Europäischer», sagte ein anderer.

«Reicher.»

«Weil wir unser Geld in ihren Läden lassen.»

«Habt ihr gehört, dass die uns nur verkaufen, was sie selbst nicht mehr essen? Das haben sie im Fernsehen gesagt. In der EU würde man solches Zeug nicht mal Tieren vorsetzen!»

«Wo hat man solches Fleisch gesehen? Zerfällt in der Suppe, bevor die Kartoffeln gar sind!»

Als weiter vorne plötzlich Bewegung in die Schlange kam, verstummte die Debatte sehr abrupt. Alle Augen richteten sich auf den Zollcontainer, konzentriert verteidigten die Wartenden ihre Plätze, um vorwärtszukommen, näher an die polnischen Fleischtöpfe.

Als wir den ukrainischen Zollcontainer betraten, warf ein Uniformierter einen strengen Blick auf die vollgepackten Handkarren der beiden Frauen. Er deutete auf einen Metalltisch, wo einer seiner Kollegen gerade den Koffer ei-

nes alten Mannes durchwühlte. Ich stellte den Kükenkarton ab und wollte meinen Rucksack öffnen, aber der Uniformierte winkte mich ungeduldig weiter, als er meinen deutschen Pass sah.

Unschlüssig sah ich die beiden Frauen an.

Sie lachten. «Hau ab, so schwer sind die Hühner nicht.»

Schehyni, das ukrainische Dorf auf der anderen Seite, unterschied sich auf den ersten Blick kaum vom polnischen Medyka. Auf den zweiten Blick fiel mir auf, dass die Kirchenkreuze hier einen orthodoxen Doppelquerbalken hatten, der den katholischen Kreuzen in Medyka fehlte. Auf den dritten Blick sah ich in den Gärten von Schehyni mehr Gemüse als Blumen wachsen – in den polnischen Gärten war es umgekehrt gewesen. Mein vierter Blick fiel auf die Uhr: Die Ukraine war Polen eine Stunde voraus.

Die Unterschiede sind klein, weil die Grenze, die hier verläuft, so jung ist. Galizien hieß der gesamte Landstrich, als er noch nicht geteilt war. Manche sprechen bis heute von Galizien, aber es ist kein Ort mehr, nur noch ein Wort, das man auf Landkarten vergeblich sucht. Gut vier Jahrhunderte lang, von 1340 bis 1772, gehörte Galizien zu Polen – bis Polen selbst ein Wort wurde, das auf Landkarten nicht mehr vorkam. Formal übernahm danach Österreich die Herrschaft über die ethnisch gemischte Region, in der Praxis aber blieb die alte Feudalstruktur des Mittelalters erhalten: Der Boden gehörte dem polnischen Adel, beackert wurde er von ukrainischen Bauern. Letzteren ging es unter diesen Kräfteverhältnissen so schlecht, dass allein in den drei Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg knapp eine Million Galizier ins Ausland emigrierten, in die Flucht getrieben von Armut und Hunger. Manchen Nachkommen dieser ukrainischen Emigranten, die heute vor allem in Kanada und den USA leben, treibt das Wort «Galizien» immer noch Tränen in die Augen.

Als in Europa nach dem Ersten Weltkrieg eine neue Runde der Grenzverschiebungen begann, wurden in den Kaffeehäusern Galiziens feurige Reden für die Gründung eines eigenen ukrainischen Staates gehalten. Doch in den Verhandlungssälen der Siegermächte hatte man auch ohne die Ukrainer genug Probleme. Die internationalen Völkerverschieber brüteten über ihren Landkarten, und als sie den Kontinent mit frischen Grenzen durchzogen hatten, kam ein Staat namens Ukraine darin nicht vor. Galizien wurde stattdessen dem wiederhergestellten Polen zugeschlagen.

Die neuen, alten Herren taten wenig, um den enttäuschten Ukrainern ihre Lage schmackhaft zu machen. Sie ersetzten die liberale Nationalitätenpolitik Österreichs durch ein straffes Polonisierungsprogramm. Ukrainische Schulen wurden in polnische umgewandelt, orthodoxe Kirchen zerstört oder von Katholiken übernommen, ukrainische Zeitungen abgeschafft und zensiert, polnische Bauern in ukrainischen Gebieten angesiedelt.

In den galizischen Kaffeehäusern kippte bald die Stimmung. Wenn ein ukrainischer Staat auf politischem Wege nicht zu erreichen sei, argumentierten nun die Patrioten, dann bleibe nur der Weg der Gewalt. Die «Organisation Ukrainischer Nationalisten» formierte sich, ein Terrorbündnis, dessen Mitglieder sich auf den «Dekalog der OUN» vereidigen ließen, ein martialisches Zehn-Punkte-Programm, das mit folgendem Grundsatz beginnt: «Du sollst einen ukrainischen Staat errichten oder im Kampf für ihn sterben.»

Die OUN brach einen blutigen Terrorfeldzug gegen die polnische Obrigkeit vom Zaun, der fast zwanzig Jahre währen sollte und mit dem Zweiten Weltkrieg nicht endete. Als 1939 die Rote Armee in Galizien einmarschierte, eröffneten die Nationalisten eine zweite Front: Von nun an richtete sich ihr Unabhängigkeitskampf gegen Polen und Russen gleichermaßen. Zeitweise paktierten sie gar mit den Nazis,

die ihnen Hoffnung auf einen ukrainischen Staat machten. Selbst als Stalin und Hitler die gesamte Region mit Blut tränkten, rissen die innergalizischen Feindseligkeiten nicht ab.

Nach dem Krieg verschoben sich erneut die Grenzen. Wieder sprang keine unabhängige Ukraine dabei heraus, weshalb die OUN ihren Kampf fortsetzte, bis schließlich die Sowjetunion, die sich inzwischen den galizischen Osten einverleibt hatte, und Polen, dem der Westteil zugefallen war, die neue Grenzziehung auch ethnisch vollstreckten. Gewaltsam wurde Galiziens Bevölkerung entmischt: Polen vertrieb eine halbe Million Ukrainer in die Sowjetunion, die Sowjetunion setzte achthundertfünfzigtausend Polen vor die Tür.

So begann die Geschichte jener künstlichen Trennlinie, die sechzig Jahre später zur Außengrenze der Europäischen Union werden sollte: mit Blut, Hass und Vertreibungen. Dass Europa heute ausgerechnet hier in zwei Teile zerfällt, ein Drinnen und ein Draußen, ist ein nachtschwarzer Witz, über den Hitler und Stalin Tränen gelacht hätten.

Von Schehyni aus nahm ich einen Bus nach Lwiw. Auf dem Armaturenbrett des Fahrers klebte eine kleine Marienstatue aus Plastik. Sie hatte den gleichen schmerzduldenden Gesichtsausdruck wie die Marienstatuen, die in regelmäßigen Abständen draußen an den Fenstern vorbeizogen. Sie standen in jedem Dorf, vor jeder Kirche, und jedes Mal, wenn wir an ihnen vorbeifuhren, bekreuzigte sich der halbe Bus. Ich hatte das Gefühl, immer noch in Polen zu sein, nicht in der Ukraine, in deren Bussen in der Regel keine Marienstatuen auf dem Armaturenbrett kleben, sondern Ikonen.

Ich bin falsch hier, dachte ich plötzlich – es war ein Fehler, die Reise hier zu beginnen, in dieser untypischen Landesecke, die dem Rest der Ukraine so wenig ähnelt, wo

selbst die Orthodoxie katholische Züge hat. Dann fiel mir ein, dass jeder andere Ausgangspunkt entlang der Landesgrenzen genauso untypisch gewesen wäre – und dass genau diese Uneinheitlichkeit die Ukraine ausmacht.

Es dämmerte schon, als ich Lwiw erreichte, das alte österreichische Lemberg, Hauptstadt und Herz Galiziens. Vom Busbahnhof aus nahm ich eine Straßenbahn ins Zentrum. Während der Fahrt sah ich links der Gleise im Halbdunkeln ein Denkmal an den Fenstern vorbeiziehen, die überlebensgroße Statue eines Mannes.

Ich erkannte Stepan Bandera, den ermordeten Führer der ukrainischen Nationalisten.

[...]